

Der Kreuzberg ruft!

»Vor Gott sind eigentlich alle Menschen Berliner.«

Theodor Fontane

»Das freie Klettern gibt dem Berg die reale Chance,
sich am Menschen zu rächen.«

Hüttenbuch-Weisheit

TILL HEIN

DER KREUZBERG RUFT!

GRATWANDERUNGEN
DURCH BERLIN

Einige Episoden aus diesem Buch könnten Freunden der Holzmedien bekannt vorkommen, denn der Autor hat in den vergangenen Jahren immer wieder Artikel über das Leben in und um Berlin verfasst. Viele Personen und manche Schauplätze wurden nun so weit verfremdet, dass die Privatsphäre erhalten bleibt. Der Ich-Erzähler dieses Buch behauptet: »Alles war genau so!« Der Autor hingegen weiß: Vieles im Leben bildet man sich (vielleicht) nur ein. Im Zweifelsfall aber haben sich gerade diejenigen Begebenheiten, die manchen Lesern unrealistisch erscheinen mögen, im realen Berlin der Nullerjahre tatsächlich genau so zugetragen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos,
in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

© berlin edition im be.bra verlag GmbH
Berlin-Brandenburg, 2012
KulturBrauerei Haus 2
Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin
post@bebraverlag.de
Lektorat: Marijke Topp, Berlin
Umschlag: Ansichtssache, Berlin
Satz: typegerecht berlin
Schrift: DTL Documenta 10/13 pt
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-8148-0194-0

www.bebraverlag.de

Inhalt

Intro Adieu, Heidiland!	7
Die Schlucht der abgehackten Hand Auf Säumerpfaden durchs rätselhafte Moabit	14
»Ich mach dich Urban!« Den Kreuzberg erklimmen	23
Hochwasser im Flur Durchs Sumpfland der Bürokratie	31
Der Engel über Berlin Fast drei Gipfel in 48 Stunden	42
»Ham'wa nich!« Expeditionen durch den wilden Osten	56
Geisterjagd Grenzschlängeln am Fuße des Kreuzbergs	66
Die Befreierin der Nasen Schweizer Bergluft aus dem Chemielabor	73
Joggende Burkaträgerinnen Die Mentalität der Berliner Multikulti-Bergvölker	81
»Hölle, Hölle, Hölle!« Kapellen und Gotteshäuser am Wegesrand	88
»Berlin Woman, deine Haare sind wie Mauern« Taumeln am Abgrund der Gefühle	97
»Nur nach Hause, nur nach Hause ...!« Hängepartien durch die Berliner Hochkultur I	104
Linie 1 Der Zauber der Berliner Gondeln und Bergbahnen	111
»Currywurst fickt gut!« Bewirtschaftete Almen und Schutzhütten	119
Nackt in Mitte Der Fitnessmasterplan für den Berliner Bergfex	129
Zwingli, Brecht & Drogen Mit Wanderstöcken durch die Schweizen der Berliner	138

»Numismatiker aller Länder, vereinigt euch!«	
Abseilen in die Tropfsteinhöhlen der außerparlamentarischen Opposition	145
Knut, Wowi, Angie & Co Prominente Weggefährten	152
Familienticket Fehltritte und Holzwege	162
Lady in Black Die Berliner Bergebau-Tradition	167
Skypen Der große Absturz	173
Dead Man Walking Auf die Bergwacht warten	179
Arier & Juristen Der finanzielle Steinschlag rollt an	184
Hühner leasen Ohne Seil und Steigeisen durch den Berliner Speckgürtel	189
Unter Prenzlwichsern Gewaltmärsche durch das Neue Berlin	196
»Manufaktum?« – »Nein danke!« Hüttenkoller	202
Kühlschränke fischen Durchs endlose Tal der Sonnenallee	208
Winterromantik Über dünnes Eis bergauf	217
»Hier Pferd die BSR!« Hängepartien durch die Berliner Hochkultur II	226
Das Sein bestimmt das Bewusstsein Mit der Babykraxe über Gletscherspalten	233
Der weiße Massai Über alle Berge fliehen	243
Nachwort Was bleibt? Was geht?	250
Über den Autor	255

Intro Adieu, Heidiland!



Röbi, ein Neuberliner aus der Schweiz, hatte mit ein paar Kumpels und vielen Kästen Bier in seiner Kreuzberger WG ein Festli organisiert. Und in den frühen Morgenstunden lag er dann plötzlich auf Frau Stelzer. Nein, nichts Sexuelles. Im Rausch hatte ihn die Sehnsucht nach den Alpen übermannt: Röbi stellte sich auf seine Skier und brettete das Treppenhaus hinab. Er bekam ordentlich Schwung, und Frau Stelzer aus dem Erdgeschoss, vom Gepolter aufgeschreckt, trat neugierig aus ihrer Wohnungstür. Als Röbi seine Nachbarin später im Krankenhaus besuchen wollte, hieß es: »Stelzer? – Ham wa keene.« Schließlich fand er die Dame dennoch wieder. Sie lag auf der psychiatrischen Abteilung. »Völlig verwirrt, die Alte«, knurrte ihn ein Pfleger an: »Labert andauernd von einem Skifahrer im Treppenhaus.«

Solche Anekdoten erzählte man sich bei uns in Basel über Berlin. Muss eine total faszinierende Stadt sein, dachte ich schon als Teenager. Damals hatte am Basler Stadttheater gerade das Berlin-Musical »Linie 1« Premiere. Musicals waren hassenswert, klar. Aber »Linie 1« war anders. »Fahr mal wieder U-Bahn!«, grölten da süße Grufti-Bräute gemeinsam mit fetten Polizisten und einem plötzlich wie entfesselt durch die Waggons steppenden Rentnerpaar: »Linie 1!« In Berlin war sogar der Nahverkehr Kult, staunten wir. Meine Lieblingsrolle war Bambi. Ein Typ in Lederjacke, der sich total gut auskannte im Großstadtdschungel und immer sagte: »Ein Glück ey, dass ihr mir jetroffen habt.« Seltsam, wie die da in Berlin redeten. Aber so lässig wie Bambi wäre ich gerne gewesen. Und da ein Freund von mir als Beleuchter am Stadttheater jobbte, konnte ich Bambi zumindest sooft ich wollte auf der Bühne bewundern.

Ich liebte es, im Rhein durch meine Heimatstadt zu schwimmen. Ich liebte das Spalentor, den Basler Zolli, Fondue, Schoggi,

Käswaie, das Alpenglühen in den Schweizer Bergen. Und dennoch sehnte ich mich von Tag zu Tag mehr nach der Weite der Welt – nach Berlin. Eines Abends kam ich vor dem Basler Kaffi Schlappe mit einem coolen Typen ins Gespräch. Er sei Künstler und lebe in Berlin, erzählte er, der wie eine Reinkarnation von Jim Morrison, dem Sänger der legendären Doors, aussah. Bald kam er auf Autofußball zu sprechen: »Das spielen in Berlin jetzt alle!« Man trifft sich auf einer Wiese und jeder Spieler fährt ein altes Auto, erzählte er: Der Ball ist aus Plastik und hat einen Durchmesser von einem Meter. Das Spielfeld sieht wie ein normaler Fußballplatz aus, nur weniger gepflegt. Es spielen fünf gegen fünf. Man darf gegnerische Autos unsanft vom Ball trennen. Ein frontaler Crash hingegen gilt als Foul. Es gibt gelbe und rote Karten, aber keine Auswechsellautos. »Sehr geil«, sagte der Berliner und schüttelte sich die Lockenmähne aus dem Gesicht. Gespielt werde fast überall, auf gigantischen Brachen, mitten in der Millionenstadt: Wahnsinn! In Berlin, »der einzigen Stadt in der Welt, von der aus in alle Richtungen Osten ist« – wie ich aus »Linie 1« wusste –, schien wirklich alles möglich zu sein.

Kein Wunder, dass der Schweizer Schriftsteller Robert Walser schon vor fast hundert Jahren in diese Traumstadt auswandern wollte, dachte ich. »Berlin gibt immer den Ton an«, schrieb Walser, sagte dem Heidi-Heimatland adieu, zügelte nach Berlin und schrieb dort seinen wunderschönen Roman »Der Gehülfe« – über die Schweizer Provinz. Man konnte als Schweizer in Berlin allerdings auch ganz schön auf die Schnauze fallen, ahnte ich. So wie Röbi aus Frenkendorf-Füllinsdorf bei Basel im Kreuzberger Treppenhaus. Aber: No risk, no fun! Und war ich nicht schon immer ein Gipfelstürmer gewesen? Hatte ich nicht den Belchen bei Basel (1099 Höhenmeter) bezwungen, die Rigi (1798 Höhenmeter) am Vierwaldstättersee, die in der Schweiz auch »Königin der Berge« genannt wurde, und sogar den mehr als 3100 Meter hohen Piz Lischana im Kanton Graubünden? Hatte ich nicht Blitz und Donner im Gebirge überlebt und war zum Morgestraich der Basler Fasnacht Jahr für Jahr eisern um halb vier Uhr früh aufgestanden, um hinter den Trommlern und Piccolo-Spielern durch die Gassen der

Altstadt zu ziehen? Hatte ich nicht zwei Semester Studium und ein Praktikum in Zürich überlebt? Und sogar zwei Gastsemester in Österreich?

Doch meiner Heimat wirklich den Rücken zu kehren, fiel mir schwer. Vielleicht lag es am mittelalterlichen Erbe: Auf der Rütli-Wiese, hoch über dem Vierwaldstättersee, ist die Schweiz einst gegründet worden, so die Legende. »Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr«, sollen sich dort die Urner, die Schwyzer und die Unterwaldner im 13. Jahrhundert ewige Treue geschworen haben. Es fühlte sich mies an, fahnenflüchtig zu werden. Und dann wollte ich auch noch ausgerechnet nach Deutschland zügeln, zu den Schwoobe! Sogar die selbstverliebten Zürcher hatten in Basel einen besseren Ruf. Das Schwoobeland war einfach zu nah bei Basel und zu mächtig. Selbst der Text unserer Stadthymne stammt aus der Feder eines Deutschen. Johann Peter Hebel (1760–1826) hat ihn gedichtet. »Z'Basel a mym Rhy, jo dört mecht i sy, wait nyt d'Luft so mild und lau, und dr Himmel isch so blau ...« (In Basel, an meinem Rhein, ja dort möchte ich sein ...). Wie ich diesen Typen als Kind gehasst habe! Ich lernte im Petersschulhaus, das nach ihm benannt ist, lesen und schreiben. Und am 10. Mai, dem Geburtstag des Dichters, mussten wir jeweils vor dem Hebel-Denkmal antraben und »Z'Basel a mym Rhy« singen für diesen Schwoob.

Die Schweiz war schön und reich. Aber etwas flächenarm. »Diskurs in der Enge« hieß denn auch ein berühmtes Buch über mein Heidi-Land. Und als ich Anfang dreißig war, fasste ich mir ein Herz und beschloss, tatsächlich in die Stadt meiner Träume zu zügeln. In Berlin würde ich neue Inspiration finden, machte ich mir Mut. Meine Kumpels lächelten mitleidig. »Du und Berlin?«, spottete Ruedi Messerli. »Do bini skeptisch.« (Da bin ich skeptisch.) »Do bini sehr, sehr skeptisch«, sagte Schampe. Und nicht nur die Basler wollten mir den Umzug ausreden. »Daugd's da leicht, wonda ana in die U-Bahn eini schbeibt?« (Schätzt du es denn, wenn neben dir jemand in die U-Bahn kotzt?), spottete Irma aus München am Telefon. »Findst des inspirierend?« Lauter Bremser und Banau-sen. Dabei war sogar die Regierung des Schwoobelands kürzlich

aus der Bonner Provinz nach Berlin umgezogen. Auch wenn der große Berlin-Hype inzwischen wieder ein bisschen am Abklingen zu sein schien: »Es ist etwas Müdes und Kakanisches an dieser Metropole«, schrieb die ZEIT. »Berlin wird Bielefeld«, spitzte der Spiegel zu, und der Rheinische Merkur flehte seine Leser gar an: »Betet für Berlin!«

Röbi, den schneidigen Treppenhaus-Skifahrer, erreichte ich seit Wochen nicht mehr. In seiner Kreuzberger WG ging einfach keiner ans Telefon. Zum Glück kannte ich über ihn aber bereits einen echten Berliner: Joe. Der tatkräftige Sunnyboy mit Muskeln wie ein Gorilla hatte im vergangenen Jahr mal ein Wochenende in Basel verbracht. »Nett«, war sein Kommentar gewesen. Über meine Fluchtpläne aus der Schweiz schien er nun allerdings nicht sonderlich überrascht zu sein, als ich ihn anrief. »Logisch kannst du erst mal bei mir wohnen«, sagte er und nannte mir die Adresse seiner WG. Drei Wochen später war ich auf der Autobahn, mit meinem ganzen Kram, in einem großen, weißen Lieferwagen. Käthi, eine alte Freundin aus Basel, hatte sich breitschlagen lassen, den Wagen zu fahren. Obwohl sie »total skeptisch« war, was meinen Umzug betraf. Aber ich hatte halt keinen Führerschein. Wie im Rausch hörte ich in voller Lautstärke Berlin-Songs: »Ich steh auf Berlin« von Ideal, »Berlin Woman« von Rocko Schamoni, »Berlin, dein Gesicht hat Sommersprossen« von Hilde Knef. Und immer wieder Udo Lindbergs Klassiker »Sonderzug nach Pankow«. Einst hatte ich gedacht, in diesem Song gehe es um eine Eisenbahnreise nach Bangkok. Doch inzwischen war ich informiert: Pankow, klar! In Ostberlin, ehemals Hauptstadt der DDR. Und das »w« wurde nicht ausgesprochen. Wie exotisch! Diesen Stadtteil, der Panik-Udo so sehr faszinierte, wollte ich mir natürlich möglichst bald ansehen.

Doch kurz hinter Mannheim wurde mir flau im Magen. »Was, wenn Joe sich gar nicht mehr an mich erinnerte? Wir hatten fix ausgemacht, dass ich für eine Weile bei ihm in der WG einziehen würde. Aber in großen Städten sollen die Menschen recht unzuverlässig sein, hatte ich gehört: heute deine besten Freunde – und morgen alles vergessen. Ich wählte Joes Nummer. Nach einer Ewigkeit ging er an den Apparat. »Ciao, Joe«, stammelte ich

ins Natel. »Äh, ich komme ja jetzt nach Berlin. Und ich wollte, äh, nochmal fragen, äh, wegen meiner Sachen?« – »Ham wir doch alles besprochen«, sagte Joe jovial. »Die kommen in den Keller.« Dann war es eine Weile still in der Leitung. »Äh, hallo?« – »Ja, bin noch da«, sagte Joe. »Ich schau gerade nach, ob der Keller noch unter Wasser steht.« Dann war die Leitung tot. Gefühlte zwanzig Stunden später erreichten wir Berlin – und Joe war zu Hause. Mein bleischweres Schlafsofa ließ er mich in den vierten Stock schleppen. »Ist besser so, wegen der Ratten«, sagte er. Wieso wir meine restlichen Habseligkeiten dennoch in den feuchten Keller stellten, blieb mir ein Rätsel.

So kam ich unter die Deutschen: ins Schwoobeland. Ich wurde ein Berliner. Wow! Die Linie 1 entdeckte ich sofort auf dem U-Bahn-Plan. Und ich malte mir aus, was ich alles unternehmen würde in den nächsten Tagen: Auf den berühmten Fernsehturm hochklettern, um einen ersten Überblick zu gewinnen. Und dann raus in die Natur: die Wiesen, Wälder und die Bergwelt meiner neuen Heimat erkunden. Ich wühlte in den Umzugskartons nach meinen Bergschuhen und Wanderstöcken und packte schon mal die wichtigsten Dinge in den Rucksack: Feldflasche, Kompass, Iso-Mätteli, Schlafsack, Seil und Taschenmesser. Gleich am nächsten Morgen sollte es losgehen. Wenn ich mich nur nicht plötzlich so elend gefühlt hätte, seit Käthi wieder abgereist war. Dieses Stechen in der Brust und der trockene Husten: wahrscheinlich Lungenentzündung. Die ersten drei Tage in Berlin verbrachte ich im Bett. Dann beschloss ich, einen Doktor zu konsultieren. Ich fragte Joe nach seinem Hausarzt. Doch der guckte mich nur befremdet an. »Hab ich nicht.« Im WG-Wohnzimmer fand ich ein Telefonbuch und schrieb mir die Adresse der Praxis auf, die unter »A« ganz oben stand. Nach zwei Stunden warten war ich an der Reihe. Der Doktor, ein stämmiger Greis mit Glatze, rammte mir seinen Zeigefinger zwischen die Rippen. »Tut dit weh?« Ich spürte kurz nach. »Geht so«, sagte ich. Er nickte. »Jetzt hau ick Ihnen mal in de Nieren«, sagte er mit heiserer Stimme und schlug herzhaft zu. Aus Basel kannte ich dieses Diagnoseverfahren nicht. »Und? Ist es Lungenentzündung?«, japste ich, in der Hoffnung, die Untersu-

chung ein wenig abkürzen zu können. Der Doktor schüttelte den Kopf. »Ihre Lunge is völich in Ordnung«, sagte er. »Sie sind nur verspannt.« Wahrscheinlich habe ich mich »veratmet«. Ich unterdrückte einen Hustenanfall. Der Doktor maß meinen Blutdruck. »Auch völich unbedenklich«, sagte er. Ich betonte, dass ich mich trotzdem sehr, sehr krank fühlte. »Wissense«, sagte der Arzt. »Der menschliche Körper is sehr kompliziert, da knarzt schon mal wat.« Er habe neulich selbst einen Hals-Nasen-Ohren-Spezialisten aufgesucht wegen ständiger Heiserkeit, vertraute er mir an: »Ick dachte: mindestens Krebs, dachte ick.« Aber es sei nur eine Erkältung gewesen. Wenn es mich beruhige, könne ich mir gerne noch von seiner Assistentin Blut abzapfen lassen, sagte er und quetschte zum Abschied meine Hand. Ich beschloss, dass es mir schon viel besser ging.

In Berlin musst du knallhart sein, lernte ich schnell. Nicht nur, was die Gesundheit angeht. In meiner alten Basler Heimat verdienten die Menschen Geld. Und wenn sie etwas haben wollten, gingen sie in ein Geschäft und kauften es sich. Die meisten Berliner hingegen kannten Geld nur vom Hörensagen. Im Haus von Joes WG zum Beispiel setzten daher viele Leute auf Tauschhandel: Französischunterricht gegen brasilianisches Essen, Babysitten gegen Auto verleihen, Projektanträge schreiben gegen afrikanisches Essen, Pilze aus dem Wald gegen selbst geschnitzte Holzelefanten. Sehr charmant. Nur leider besaß ich kein Auto, war handwerklich unbegabt und wollte meine Dosenravioli niemandem aufdrängen. Aber mir würde schon etwas einfallen. Ich hatte mir jedenfalls nicht zu viel versprochen: Berlin war eine Herausforderung – und diese Stadt setzte bei ihren Bewohnern ungeahnte Kreativität frei.

Es gab hier nur ein echtes Problem, stellte ich bald fest. Ein existenzielles Problem. Ein Problem, unter dem ich litt wie ein Ementaler ohne Löcher: Berlin war flach. Platt wie ein Kuhfladen oder »Alpencharly«, wie wir im Heidi-Land sagen. Kein Matterhorn reckte sich in den Himmel, keine Jungfrau präsentierte ihren schroffen, makellosen Körper, keine Rigi leuchtete im Abendrot. Gut möglich, dass Berlin die Stadt war, in der einst der Irrglaube aufkam, die Welt sei eine Scheibe. Schon nach wenigen Tagen

quälte mich das Heimweh. Denn die Alpen sind wichtig für jeden Schweizer. »Was machst du, wenn es Krieg gibt?«, diskutierten wir schon im Kindergarten. Dann schmiedeten wir Pläne: »Wir verstecken uns in den Bergen, da finden uns die Feinde nie.« Alpenvölker wie wir Schweizer sind stur und eigenwillig. Wir hassen »fremde Vögte und Richter«. Der Freiheitsdrang des Wilhelm Tell wohnt in unserem Herzen. Doch es war weniger das Nationale, das ich persönlich mit den Bergen verband. Es war der Duft der Freiheit, die Ferne von der Zivilisation, die Erschöpfung nach dem Aufstieg, die Herausforderung der Orientierung in der Wildnis und die emotionale Nähe zu den Weggefährten, die auf solchen Touren in großer Höhe automatisch entsteht. Für niedrige Gefilde hatten wir Schweizer schon immer wenig übrig. Tiefebenen nennt man bei uns auch »Depression«.

»Opfer nicht rum«, munterte mich Joe beim Abendessen in der WG auf. Berlin sei genau das Richtige für einen Schweizer Gipfelstürmer wie mich. Ich würde schon sehen. »Kreuzberg« zum Beispiel sei nicht nur der Name eines berühmten Stadtteils – »Kreuzberger Nächte sind lang – du weißt schon«, sagte Joe und zwinkerte mir zu –, sondern auch derjenige eines richtigen Berges. Dann zählte er weitere Berliner Hausberge mit eindrucksvoll klingenden Namen auf: Teufelsberg, Humboldthöhe, Herzberg, Mörderberg. »Die UNESCO sollte das Berliner Großstadtgebirge zum Weltkulturerbe erklären«, sagte er und schlug mit der Faust auf den Esstisch. Es gebe hier nämlich sogar Berge, die die Berliner selbst errichtet haben. Ein Glück, dass ich ihn getroffen hatte!